

Prolog

Frühling

Ich habe wirklich gedacht, das Schlimmste wäre vorbei.

Ein ganzer Monat ist seit dem kühlen Tag vergangen, an dem südöstlich von Straßburg eine neue Scheune errichtet wurde. Mama und ich waren den weiten Weg gefahren und hatten reichlich Essen mitgenommen. Wir wollten den Frauen dabei helfen, die Männer, die die neue Scheune aufstellten, mit einer kräftigen Mahlzeit zu versorgen. Die Bitte, bei diesem Arbeitseinsatz mit anzupacken, war durch die amische Gerüchteküche weitergetragen worden, von der einige behaupten, sie würde Neuigkeiten schneller verbreiten als das Radio.

Wir waren also dort und saßen bei den anderen Frauen am Tisch, als Mama plötzlich nach Luft schnappte, aufsprang und auf eine Frau, die ich noch nie im Leben gesehen hatte, zueilte.

Sie begrüßten einander aufgeregt und brachen dann zu einem sehr langen Spaziergang auf. Ohne ein Wort zu mir oder zu irgendjemand anderem zu sagen, marschierte Mama einfach davon.

Von diesem Moment an schien meine Mutter in Gedanken weit weg zu sein ... ja, sie wirkte richtig *verhudelt*. Am meisten beunruhigt mich, dass sie seitdem anfang, mitten in der Nacht aufzustehen und draußen herumzulaufen. Manchmal sehe ich sie durch ein Maisfeld gehen. Sie läuft immer in dieselbe Richtung, bis sie aus meinem Blickfeld verschwindet. Sie geht vornüber gebeugt, als trage sie die Last der ganzen Welt auf ihren Schultern.

In den letzten paar Tagen benimmt sie sich aber wieder ein wenig normaler: Sie kocht und putzt und näht fast wieder wie früher. Mir ist aufgefallen, dass sie gelegentlich sogar ein bisschen lächelt und ihr Gesicht wieder freundlich und hübsch ist.

Aber als gestern Abend die Rede auf meinen einundzwanzigsten Geburtstag kam, liefen stumme Tränen über ihr blasses Gesicht, während sie das Geschirr nachspülte und es in das Abtropfgitter stellte. Ich hatte das Gefühl, ein schwerer Stein lege sich auf mein Herz. „Mama ... was ist los?“

Sie zuckte nur die Achseln, und ich trocknete weiter das Geschirr und unterdrückte mühsam die vielen Fragen, die mir durch den Kopf schossen.

Als ich heute eine Thermoskanne mit kalter Limonade zum Schafstall hinausbrachte, sah ich meinen älteren Bruder, Adam, mit Dat bei den trächtigen Schafen. Ich hörte, wie Adam mit leiser und ernster Stimme sagte: „Etwas lässt Mama keine Ruhe, nicht wahr?“ Mein Bruder, der in kurzer Zeit verheiratet sein würde, muss angenommen haben, er stünde auf einer Stufe mit Dat, sonst hätte er es nicht gewagt, eine solche Frage auszusprechen. Oder er hielt es für ungefährlich, hier draußen, umgeben vom kräftigen Geruch nach Schafen und Erde und nur mit den Tieren als Zeugen, von Mann zu Mann mit ihm zu sprechen.

Ich hielt die Luft an und versteckte mich an einer Stelle, an der sie mich nicht bemerken würden. Unser Vater ist ein Mann, der nicht viele Worte macht, und gab Adam nicht sofort eine Antwort. Ich wartete und hoffte, er würde einen Grund für Mamas Verhalten nennen. Es hatte sicher etwas mit der Fremden zu tun, die Mama beim Scheunenbau im März getroffen hatte. Solange ich zurückdenken kann, hatte Mama immer wieder einmal Stimmungsschwankungen, aber ich bin mir ganz sicher, dass an jenem Tag etwas passiert ist. Seitdem zieht sie sich immer mehr zurück und hat sogar zweimal den Predigtgottesdienst ausfallen lassen. Ja, meine Mutter gibt mir reichlich Anlass, mir den Kopf zu zerbrechen.

Während ich jetzt eigensinnig darauf wartete, dass mein Vater auf Adams Frage reagieren würde, hörte ich kein anderes Geräusch als das jammernde Blöken des Mutterschafes, das in den Wehen lag. Das Blöken verriet, dass es eine schwere Geburt werden würde. Ich schluckte meine Enttäuschung hinunter. Es hätte mich jedoch nicht zu überraschen brauchen, dass Dat überhaupt keine Antwort gab. So verhielt er sich immer, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte. Eigentlich verhielt er sich fast immer so, und ganz besonders gegenüber Frauen.

Ich blieb regungslos im stickigen Schafstall stehen und beobachtete das ernste Gesicht meines Vaters und seine nach unten gezogenen Mundwinkel. Adam, mein blonder und schlanker Bruder, kniete im tiefen Stroh und wartete darauf, dem Mutterschaf zu helfen, das nächste kleine Lämmchen zur Welt zu bringen – ein Zwilling des ersten Tieres, das schon wenige Minuten nach seiner Geburt wackelig auf

den Beinen stand. Eine starke Zuneigung zu meinem blauäugigen Bruder regte sich in meinem Herzen. Leider werden wir uns bald nicht mehr so oft sehen, da Adam Henry Stahls neunzehnjährige Schwester Priscilla heiraten will. Ich hatte die beiden neulich abends zufällig gesehen, als ich einen Spaziergang zu meiner besten Freundin, Becky Riehl, machte. Natürlich sollte ich nicht wissen, dass sie verlobt sind. So etwas erfährt man normalerweise erst, wenn die bevorstehende Hochzeit im Herbst einige Sonntage vor der Trauung offiziell bekannt gegeben wird. Ehrlich gesagt, wand ich mich innerlich, als ich Priscilla in Adams Einspänner sitzen sah, und ich fragte mich, wie mein vernünftiger Bruder sich ausgerechnet in die größte *Schnuffelbox* von ganz Lancaster County hatte verlieben können. Jeder weiß doch, was für eine Wichtigtuering sie ist.

Jetzt wich ich von der Stalltür zurück und umklammerte immer noch die Thermoskanne. Durch Dats hartnäckiges Schweigen beunruhigt, floh ich aus dem Schafstall zum Haus.

Adams unübersehbare Besorgnis und seine unbeantwortete Frage quälten mich bis tief in die Nacht, als ich mich im Bett hin und her wälzte und sich mein langes Baumwollnachthemd fast verknotete. Ich versuchte vergeblich einzuschlafen, obwohl ich für die Arbeit, die am nächsten Tag auf mich warten würde, fit sein wollte.

Schließlich wäre es eine Schande, wenn ich meinem Ruf als fleißige Teilzeitangestellte in Elis Naturkostladen nicht gerecht würde. Für diese Arbeitsstelle wäre ich besonders dankbar, wenn ich als unverheiratetes *Mädel* enden sollte.

Jede junge amische Frau macht sich Sorgen, sie könnte unverheiratet bleiben. Aber ich nehme an, dass es nicht das Schlimmste wäre, keinen Mann zu haben, obwohl ich Henry schon eine ganze Weile recht gern habe. Manchmal ist es nur einfach schwer zu sagen, ob diese Gefühle auf Gegenseitigkeit beruhen, weil er von Natur aus so wortkarg ist. Er ist aber trotzdem ein netter und treuer Kamerad, und er kann sehr gut Volleyball spielen. Auf jeden Fall weiß ich, dass Henry ein zuverlässiger Freund ist. Auf ihn kann man sich hundertprozentig verlassen.

Ich war zu unruhig, um schlafen zu können. Deshalb stand ich auf und wanderte durch den Flur. Der fahle Schein des Vollmonds warf ein gespenstisches Licht auf die Dachgauben an der Ostseite des Hauses. Durch das Fenster sah ich auf den verlassenen Hof hinab und hielt

nach irgendeiner Spur von Mama Ausschau. Aber die Straße und der Hof waren leer.

Unten begann, wie auf Kommando, die Uhr zu schlagen. Mama hatte das Pendel angehalten, und die Uhr war bei der Stunde stehen geblieben, in der sie erfahren hatte, dass ihre geliebte Schwester, Naomi, gestorben war. Mama hatte sie monatelang nicht mehr aufgezogen. Jetzt hallte der blecherne Klang die steile Treppe herauf und drang an meine Ohren. Zwölf lang anhaltende Schläge. Etwas an den Stunden schlägen mitten in der Nacht störte mich.

Ich huschte an der schmalen Treppe vorbei, die ins zweite Stockwerk hinaufführt, wo Adam und Joe in zwei kleinen Zimmern schliefen. Außer Hörweite von Mamas geheimnisvollen nächtlichen Wanderungen.

Schließst du so fest, dass er Mamas Schritte nicht hörte?

Was ist nur der Grund für ihre große Unruhe? Diese Frage stellte ich mir immer wieder. Aber so sehr ich auch hoffte, die Geheimnisse meiner Mutter kennenzulernen, sagte mir etwas, dass ich mir vielleicht eines Tages wünschen würde, ich hätte sie nie erfahren.

Kapitel 1

Der April in Bird-in-Hand war von leuchtenden Sonnenaufgängen und kühlen Abenden begleitet. Jeder Strauch erstrahlte in frischem Grün, und das Wasser in den Bächen floss schnell und klar dahin.

Die idyllische Kleinstadt, die für ihre fruchtbare Erde bekannt war, lag zwischen der Stadt Lancaster im Westen und dem Dorf Intercourse im Osten. Trotz des Vordringens der Stadthäuser und neu entwickelten Trabantenstädte rund um die Großstädte übte das fruchtbare Ackerland auf Außenstehende einen genauso starken Reiz aus wie auf Judah Byler und seine Nachbarn, die von der Landwirtschaft lebten.

Judahs großes, weißes Schindelhaus war neuer als die meisten anderen Bauernhäuser in der Gegend. Der doppelte Kamin und die ausladenden Giebel verliehen den ansonsten unauffälligen Wänden und den Fenstern mit den schwarzen Läden einen gewissen Stil. Judah hatte die Pläne vor über zwanzig Jahren gezeichnet und das Haus für ein Grundstück entworfen, das von einer großen Weidefläche, die seinem Vater gehört hatte, abgetrennt worden war. Judah hatte sich große Mühe gegeben, eine ideale Stelle in Hanglage zu finden, an der er das Fundament gießen wollte, da das Haus in einem Überschwemmungsgebiet stehen würde. Gemeinsam hatten er und sein Vater Bäume als Windschutz angepflanzt und mehrere Schwalbenhäuser im Hof errichtet. Seine verheirateten Brüder, sein Vater und seine Onkel hatten alle mit angepackt und das große Haus mit zehn Schlafzimmern gebaut. Das Haus war so entworfen, dass es, wenn es in der Mitte durchgeschnitten würde, auf beiden Seiten identisch wäre.

Unmittelbar nach Baubeginn hatte Judah Lettie Esh, das hübscheste Mädchen im ganzen Kirchenbezirk, zur Frau genommen. In den ersten Monaten ihrer Ehe hatten sie bei Verwandten gewohnt und von ihnen zahlreiche Hochzeitsgeschenke bekommen, bis das Haus fertiggestellt war.

Als er das Haus jetzt betrachtete, freute sich Judah, dass die Farbe, mit der er vor drei Jahren im Sommer die Außenwände gestrichen hatte, noch gut war. Er könnte in diesem Frühling seine ganze Energie auf seine Schafzucht verwenden. Es war immer noch so kalt, dass man eine

Jacke brauchte, und er atmete den würzigen Geruch der schwarzen Erde ein, als er an diesem Morgen zum Stall ging, um wieder nach seinen neugeborenen Lämmern zu schauen. In der Nacht war er mehrmals aufgestanden, um sich zu vergewissern, dass die Mutterschafe ihre Jungen stillten. Ein neugeborenes Lamm wurde dazu angehalten, in vierundzwanzig Stunden mindestens sechs- bis achtmal bei seiner Mutter zu trinken.

Zwei rundliche Rotkehlchen stolzierten über den gepflasterten Gehweg, aber Judah schenkte ihnen kaum Beachtung, als er zum Schafstall marschierte und sich schwach an den Tag erinnerte, an dem er Letties Sachen in den ersten Stock hinaufgetragen hatte. In das Zimmer, das ihr gemeinsames Schlafzimmer wurde. *Als Mann und Frau*, sinnierte er trocken.

Einen Augenblick dachte er über Letties momentane Niedergeschlagenheit nach und fragte sich, ob er heute vielleicht zu Hause bleiben sollte. Aber bei genauerem Nachdenken kam er zu dem Schluss, dass er nicht noch mehr Fragen von Adam oder besorgte Blicke von Grace ertragen könnte. Seine älteste Tochter hatte sich gestern Abend in den Stall geschlichen und versucht, sich im Schatten zu verstecken, als wollte sie ihn auch nach Letties Gemütsverfassung fragen. *Grace ist so scharfsinnig, wie ihr großer Bruder kühn ist.*

Mit seinen zweiundzwanzig Jahren war Adam der Älteste von ihren vier Kindern; danach kam Grace, gefolgt von der neunzehnjährigen Amanda – ihrer Mandy – und dem fünfzehn Jahre alten Joseph, den sie alle Joe nannten. Alle vier wohnten noch zu Hause und waren durch und durch amisch. Adam war vor zwei Jahren in die amische Kirche eingetreten, und Grace war ihm im letzten September gefolgt, zusammen mit Mandy, die immer den Wunsch gehabt hatte, gleichzeitig mit ihrer einzigen Schwester getauft zu werden. Er war wirklich dankbar für seine gottesfürchtigen Kinder, da er von den Problemen, die anderen Eltern den Schlaf raubten, gehört hatte.

Trauert Lettie immer noch um Naomi? Ihre Schwester war vor mehreren Jahren im Schlaf gestorben, wenige Tage nach Gracies Geburtstag, erinnerte er sich. Es war ein Herzinfarkt gewesen, hatte er gehört. Die arme Lettie hatte ein ganzes Jahr lang schwarz getragen, um ihrer Schwester Respekt zu zollen, doppelt so lange, wie üblicherweise erwartet wurde. Es hatte auch noch andere Zeichen dafür gegeben,

dass sie länger in ihrer Trauer gefangen gewesen war, als die meisten Geschwister vielleicht trauerten. Lettie konnte sich nicht überwinden, über Naomi zu sprechen, was ihren Eltern, Jakob und Adah, die auf der anderen Seite des breiten Mittelgangs in ihrer Hälfte von Judahs Haus wohnten, große Sorgen bereitete.

Judah schaute nach dem Mutterschaf und ihren Zwillingslämmern und war überzeugt, dass Adam und Joe mit ein wenig Hilfe von ihrem Großvater Jakob heute die neugeborenen Lämmer versorgen könnten. Als er im Stall fertig war, eilte er zum Haus zurück. Er hatte Lettie Eier und Milch für Rühreier verquirlen sehen, als er an ihr vorbei zur Seitentür geeilt war. Unordentlich und noch im Bademantel, ihre blonden Haare zu einem lockeren Knoten im Nacken zusammengebunden, hatte sie kein Wort gesagt.

Als er jetzt in die Küche zurückkam, trat er zur Spüle, um sich vor dem Essen die Hände zu waschen. Nachdem er sie abgetrocknet hatte, ging er zum Tisch hinüber, wich aber Letties ernstem Blick aus, während sie den Tisch für sein einsames Frühstück am frühen Morgen deckte.

„Wir müssen miteinander sprechen.“ Ihre großen, blauen Augen blickten ihn durchdringend an.

„Ich muss bald zur Tierauktion aufbrechen“, erwiderte er.

Sie verzog das Gesicht und stellte zwei Tassen und Untertassen auf den Tisch, bevor sie daran ging, den Kaffee einzuschenken. „Ich werde dich nicht lange aufhalten.“

Sein Magen zog sich zusammen, und er bedeutete ihr, sich zu setzen. Sie beugten den Kopf zum stillen Tischgebet, das er mit einem schnellen Amen beendete. Judah nahm die Eier und salzte sie großzügig, dann strich er Letties Himbeermarmelade auf zwei Toastscheiben. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass seine Frau ihm immer wieder einen kurzen Blick zuwarf. Sie aß fast nichts.

Als Lettie nicht damit herausrückte, was sie auf dem Herzen hatte, erwähnte er, dass er noch eine Stute kaufen wollte. „Wenn ich heute Morgen sehe, was bei der Auktion angeboten wird, weiß ich mehr. Da Adam im Herbst höchstwahrscheinlich heiratet, brauchen wir noch ein Pferd.“

„Können wir sein Pferd nicht auch nach seiner Hochzeit noch benutzen?“, fragte sie mit dünner, trauriger Stimme.

„Ein junger Mann braucht seine eigene Stute.“

„Zugpferde beschäftigen mich, ehrlich gesagt, heute Morgen nicht allzu sehr.“ Sie seufzte laut. „Judah ... ich muss dir etwas sagen.“

Er wappnete sich. „Was ist denn?“

Eine lange Pause folgte, während derer sie versuchte, sich zu fassen. Er fragte sich, was der Auslöser dafür war, dass seine Frau, die schon immer Stimmungsschwankungen gehabt hatte, sich jetzt so benahm. „Du bist nicht krank, oder, Lettie?“

„Nein, das ist es nicht.“

„Das ist gut.“ Aber die Spannung lag fast greifbar in der Luft. Weder das Essen noch das Trinken machte das Schweigen im Raum angenehmer.

„Ich weiß ehrlich nicht, wie ... oder wo ... ich anfangen soll.“ Sie hob nicht den Blick, um ihn anzuschauen, als sie ihren Kaffee trank. Sie blickte erst auf, als Judah fertig gegessen hatte und sich den Mund am Ärmel abwischte. Sie schaute mit Tränen in den Augen aus dem Fenster. „Es ist so furchtbar schwer ...“

Er faltete die Hände vor seinem Teller und wartete. Würde sie ihm endlich verraten, was sie quälte, und diese undurchdringliche Mauer, die sie um sich herum aufgebaut hatte, niederreißen?

Sie öffnete den Mund, um zu sprechen, und drehte sich, um ihn anzusehen. Dann schüttelte sie langsam den Kopf. „Vielleicht ist es so besser.“

Wie ist es besser? Obwohl sie in ihrer ganzen Ehe noch nie so aufgewühlt gewirkt hatte wie in den letzten Wochen, hatte er schon früher versucht, ihr Antworten zu entlocken, aber er wusste selten, was er sagen sollte. Wenn er ehrlich war, hatte er im Laufe der Jahre den Versuch aufgegeben, mit ihr zu sprechen, wenigstens was unangenehme, schwierige Themen betrafen. Und er hatte auch keine Hoffnung, dass sich daran etwas ändern würde.

„Ach, du hast einen langen Tag vor dir“, sagte sie wieder.

Er beugte sich über den Tisch. Ihre tiefe Traurigkeit machte ihn ratlos. „Du hast heute sicher genug zu tun, nicht wahr?“

Sie schaute zu ihm herüber und nickte. „Ja, wir haben beide unsere Arbeit ...“

Er nahm seinen Kaffee und trank einen langsamen Schluck. Lettie schob ihm die Zuckerdose näher hin. Plötzlich legte sie ihre kühle

Hand auf seine und sah ihn mit flehenden Augen an. Er verkrampfte sich und zog seine Hand zurück.

„Bist du unzufrieden, Judah?“

Er sah die tiefen Falten in ihrem blassen Gesicht. „Unzufrieden?“

„Mit *mir*?“ Sie legte den Kopf in ihre Hände.

Er nahm die Zuckerdose und wusste nicht, was er sagen sollte. Dann stand sie plötzlich auf und räumte den Tisch ab. Ihr Gesichtsausdruck war niedergeschlagen, als sie seinen schmutzigen Teller nahm.

Judah schob seinen Stuhl zurück. „Ich glaube, ich muss jetzt los.“ Er steuerte auf die Seitentür zu und war sich ihrer Nähe sehr deutlich bewusst.

Er ging vorsichtig die wenigen Schritte und spürte ein schmerzliches Ziehen in seinem Magen, als er an den Schwalbenhäusern vorbei und die Auffahrt hinabging. Erst da fiel ihm auf, dass er sich nicht von ihr verabschiedet hatte.

Seine leichten Schuldgefühle brachten ihn fast dazu, umzukehren ... und etwas zu sagen, was die Situation verbessern würde, falls das überhaupt möglich war.

Was würde es schon nützen? Er blieb einen Moment stehen und ging dann wieder weiter.



Grace Byler schlüpfte in ihre bequemen, grauen Hausschuhe und zog ihren weißen Baumwollbademantel an. Sie war vor dem Klingeln des Weckers aufgewacht, zündete die Gaslaterne auf ihrer Kommode an und ging daran, ihr Zimmer aufzuräumen. Sie machte das Bett und legte dann ihre hellgrün und weiß gehäkelten Kissen auf das Sofa in der Ecke, wo sie sich gern hinsetzte und einen oder zwei Psalmen las, bevor sie sich ankleidete. Auf diese Weise begann sie ihre Tage am liebsten.

Sie zählte zwei saubere Kleider und dazu passende Schürzen, die sie für das Wochenende noch hatte. Jedes Kleidungsstück hing mit einem Kleiderbügel an den Holzhaken, die an einer Wand angebracht waren. Sie setzte sich aufs Sofa und nahm die Bibel zur Hand.

Als sie mit dem Lesen fertig war, zog sie sich an, steckte die glatten Nadeln seitlich in die Vorderseite ihres locker sitzenden Oberteils und freute sich auf ein kräftiges Frühstück. Das gestrige Abendessen schien

schon wieder viel zu lange her zu sein, als sie sich jetzt ihre blonden Haare aus dem Gesicht bürstete und ihre dichte Haarpracht zum üblichen Knoten wand. Sie setzte ihre *Kapp* auf und ließ die Bänder lose nach unten baumeln.

Als sie damit fertig war, schaute sie prüfend in den Spiegel über der Kommode und strich ihr braunes Kleid glatt. Sie müsste sich bald wieder ein paar neue Kleider nähen. Gähmend trat sie ans Fenster und betrachtete den Sonnenaufgang. Ihr Vater stand am Ende der Auffahrt und winkte einen Kleinbus zu sich heran. *Anscheinend fährt er heute weiter weg als sonst.* Ihre Familie zog es wie alle Amisch vor, die Pferdekutsche als Transportmittel zu benutzen, obwohl Dat für weitere Entfernungen häufig einen englischen Fahrer mietete.

Grace trat vom Fenster weg und war neugierig zu erfahren, wohin er so früh am Morgen fuhr, aber ihr Vater sprach nur selten über das, was er tat und wohin er fuhr. Sie blieb stehen und strich die Quiltdecke auf ihrem Bett glatt, die nach einem alten Muster genäht war, das sie von Dats Mutter übernommen hatten. Grace erinnerte sich daran, wie viel Spaß sie dabei gehabt hatten, als sie diese Decke vor mehreren Jahren mit Mama, Mandy und Mammi Adah zusammengesetzt und genäht hatten.

Sie genoss diese angenehmen Erinnerungen.

Auf dem Weg zur Tür fiel ihr Blick auf den geflochtenen Teppichläufer zwischen ihrem Bett und der Kommode, und sie stellte fest, dass er ausgeklopft werden müsste. Das würde sie nach dem Frühstück machen, bevor Mama und sie mit dem Pferd und Einspänner zu ihrer Arbeit bei Eli in die Stadt fuhren. Mama hatte vor, im Gemischtwarenladen einzukaufen.

Unten in der Küche stand ihre Mutter am Herd und briet Eier und Wurst an. „Guten Morgen, Mama“, sagte sie und war überrascht, dass die schwarze Schürze ihrer Mutter schon schmutzig, und ihre Haare ungekämmt waren. Lose Strähnen ihrer blondgrauen Haare hingen in ihrem Nacken, ganz anders als der ordentliche Haarknoten, den Grace bei ihrer Mutter sonst gewohnt war. „Wie hast du geschlafen?“, fragte sie.

„Ganz gut, denke ich. Und du?“

„Ich hatte schon bessere Nächte.“

„Oh?“ Mama hielt den Blick gesenkt, konnte aber ihre roten, geschwollenen Augen nicht vor ihr verbergen.

Grace atmete tief ein. Etwas stimmte hier ganz und gar nicht.

„Du arbeitest so viel bei Eli“, bemerkte ihre Mutter. „Du musst dich wirklich mehr ausruhen, Gracie.“

„Das müssen wir *alle*“, flüsterte sie. Dann trat sie zur Besteckschublade und sagte: „Ich komme heute später als sonst nach Hause, aber ich werde heimgebracht. Du kannst dir also die Mühe sparen, mich abzuholen.“

„Das ist keine Mühe.“ Mama stellte die Flamme unter dem Eintopf für das Mittagessen kleiner. Danach konzentrierte sie sich darauf, einen großen Brotteig zu kneten. Ihre Lippen bildeten eine harte Linie.

Grace wollte am liebsten die Arme um ihre Mutter werfen und ihr sagen, dass alle wussten, dass es ihr nicht gut ging, auch wenn sie sich noch so sehr bemühte, sich das nicht anmerken zu lassen. „Ich habe Dat heute sehr früh draußen stehen und auf einen Fahrer warten sehen“, sagte sie, um ein unverfängliches Thema anzusprechen.

„Ja, er hatte beim Frühstück einen kräftigen Hunger.“ Mama hob den Deckel vom Topf, der mit Eintopffleisch und Gemüse gefüllt war, und ein würziger Dampf stieg auf.

„Dat schmeckt dein Essen, das ist nicht zu übersehen.“ Grace war dankbar für das Gas, mit dem der Herd und Ofen betrieben wurden, genauso wie der Kühlschrank und der Wasserboiler. Der Bischof hatte der Gemeinde schon vor vielen Jahren, als sie noch nicht geboren war, erlaubt, alte Küchenöfen und alte Kühlschränke zu verkaufen. Das musste für ihre Mutter, die es liebte, in der Küche zu arbeiten und köstliche Mahlzeiten zuzubereiten, ein wunderbarer Tag gewesen sein. Alle Frauen profitierten von dieser Entscheidung.

Grace vermutete, dass damals jemand Dat überredet haben musste, die alten Küchengeräte durch neue zu ersetzen. Höchstwahrscheinlich war ihre Großmutter mütterlicherseits, Mammi Adah, für Mama eingetreten. Bis auf den heutigen Tag herrschte eine spürbare Spannung zwischen ihrem reservierten Vater und ihrer Großmutter, die normalerweise kein Blatt vor den Mund nahm.

Grace verteilte die Messer, Gabeln und Löffel auf dem Tisch und beobachtete ihre Mutter, die immer noch so hübsch war, dass fast jeder, der ihr das erste Mal begegnete, zweimal hinschaute. Das milchige Blau von Mamas Augen war bemerkenswert, und manchmal fragte sich Grace, ob ihre Mutter eigentlich wusste, wie schön sie war.

Als Grace den Saft und die Milch eingeschenkt hatte, rief sie die Treppe hinauf, um ihrer Schwester, der einzigen Schlafmütze in ihrer Familie, Bescheid zu geben. „Beil dich, Mandy ... das Frühstück ist fast fertig.“

Um diese Tageszeit waren Adam und Joe draußen und gaben den Schafen Wasser, kümmerten sich um die neugeborenen Lämmer und warteten auf die nächsten kleinen Lämmchen, die bald geboren würden. Aber ihre Brüder kamen bestimmt jeden Augenblick in die Küche und hatten einen genauso großen Hunger wie immer, es sei denn, sie hatten schon mit Dat gefrühstückt.

„Deine Schwester ist immer noch eine Trödlerin. So war sie schon als Schulmädchen“, bemerkte Mama, während sie den Kaffee einschenkte. „Man muss sie immer noch anschieben.“

Grace wischte die Arbeitsplatte sauber und gab ihr recht. „Aber wenn sie sich erst einmal den Schlaf aus den Augen gerieben hat, ist Mandy eine große Hilfe.“

„Sie packt bei Weitem nicht so zu wie du.“

Grace stockte der Atem. Sie trat näher. „Ach, Mama“, murmelte sie verlegen.

Ihre Mutter bedachte sie mit einem Anflug ihres alten, herzlichen Lächelns und einem gut gelaunten Augenzwinkern. Sie kam mit ihrer Kaffeetasse herüber und setzte sich an ihren üblichen Platz nahe der Stirnseite des Tisches. „Du solltest deine Brüder zum Frühstück rufen.“

Durch die Veränderung in Mamas Stimmung ermutigt, gehorchte Grace ihr gern und ging in den breiten Flur hinaus, wo Schuhpaare auf niedrigen Holzregalen sauber aneinandergereiht waren. *Auch das haben wir Mammi Adah zu verdanken.*

An einer Wand im Flur hatte Dat Haken für Arbeitsmäntel und Pullover im gleichen Abstand zueinander angebracht. Beim Anblick von Dats leerem Mantelhaken wurde Grace wieder schwer ums Herz, und sie wünschte, sie könnte die Traurigkeit, die ihre Mutter niederdrückte, vertreiben. Wenn Grace nur genauso damit umgehen könnte wie ihr Vater, der die Stimmungsschwankungen ihrer Mutter anscheinend irgendwie von sich abprallen ließ. *Eigentlich lässt er alles irgendwie von sich abprallen.*

Kapitel 2

Wie gewohnt begrüßte Judah den Fahrer mit einem Winken, als der Kleinbus noch ein gutes Stück entfernt war. Er kannte Martin Puckett gut und ließ sich oft von ihm fahren. Auf der Fahrt nach Brownstown würden sie sich heute bestimmt wieder gemütlich unterhalten.

Judah bückte sich, um einen Kieselstein aufzuheben, und drehte ihn in der Hand. Dabei musste er an den gestrigen Abend denken. Er hatte nicht gewusst, wie er seinem Erstgeborenen erklären sollte, dass er keine Antworten hatte. *So ist es einfacher ...*

Er hatte das getan, was er sehr gut beherrschte: Er hatte sich in sich selbst zurückgezogen, wo die bohrende Frage seines Sohnes leiser wurde. Wo er davon träumte, Schafe zu züchten und einen friedlichen Ort zu schaffen, an dem seine Familie leben und die gute Gemeinschaft mit den anderen Amisch in ihrem Bezirk genießen konnte. Wo er davon träumte, mit seiner Frau alt zu werden und Enkelkinder und auch Urenkel auf dem Schoß zu halten, die alle der schönen Lettie ähnlich sähen.

Meine Frau. Die Dinge würden irgendwann wieder ihren gewohnten Gang gehen. Mit der Zeit würde Lettie zu einer gewissen Normalität zurückfinden, wie sie es auch nach dem Tod ihrer Schwester Naomi geschafft hatte. Naomi hatte nie Letties Neigung zu Stimmungsschwankungen gehabt, sie hatte sich immer wie eine typische Ehefrau benommen. Er hoffte, die junge Grace, die sowohl körperlich als auch geistig der Inbegriff der Gesundheit war, geriet in dieser Hinsicht nach ihrer Tante. *Besonders wenn sie heiraten will.*

Der Wagen wurde langsamer und blieb schließlich stehen. Judah öffnete die Beifahrertür und begrüßte den Fahrer in der Sprache der Amisch. „Wie geht’s?“

Martin antwortete mit einer kaum verständlichen Mischung aus Pennsylvania Dutch und Englisch. Er sagte irgendetwas davon, dass er sich zwar ganz gut fühle, aber nicht so gut, wie er es gern hätte.

Judah griff nach dem Sicherheitsgurt und brachte ein fröhliches Hallo nach hinten zu den zwei amischen Frauen, die auf dem Rücksitz saßen, zustande.

Martin warf ihm einen Blick von der Seite zu. „Es dauert nicht mehr

lang, dann muss ich mich von *dir* fahren lassen“, bemerkte er, und sein rotes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. „Der Benzinpreis steigt immer mehr.“

„Das habe ich gehört.“ Judah gefiel Martins offene Art, seine Meinung zu sagen, und auch sein Sinn für Humor. Martins fröhliches Wesen war einer der Gründe, warum Judah immer zuerst den dreiundsechzigjährigen Mann bat, ihn zu fahren, bevor er Kontakt zu den anderen Fahrern auf seiner Liste aufnahm. Die Bundesstraßen waren für Pferde und Kutschen unsicher geworden, seit so viele ungeduldige Autofahrer durch die Gegend rasten.

Martin schüttelte den Kopf. „Es heißt, dass wir bis zum Sommer vier Dollar oder sogar noch mehr für die Gallone zahlen müssen.“

„Dann wirst du deine Preise pro gefahrene Meile wahrscheinlich auch erhöhen.“ Judah hoffte, er würde das nicht tun. Die Preise für Futter und Saatgut und so ziemlich alles sorgten für viele besorgte Gespräche beim Abendessen.

„Das wird sich zeigen.“ Martin warf einen Blick in seinen Rückspiegel. „Wohin wollen Sie fahren, meine Damen?“ Er legte fragend den Kopf zur Seite.

„Sie können uns beim Markt hinauswerfen“, antwortete eine von ihnen.

„Ich habe noch nie jemanden *hinausgeworfen*“, scherzte Martin.

„Ach, du meine Güte!“, lachte die andere Frau.

Judah ließ sich von der fröhlichen Stimmung anstecken. Es tat gut, wieder zu lachen, besonders mit Martin. Martin war ein eindrucksvoller Mann, was seinen Körperumfang und seine Größe anging. Er war eine starke Persönlichkeit und hatte einen Handschlag, der Judah an eine Bärenpranke erinnerte. Er war gesprächig und erzählte oft anregende Geschichten, und er war einer der wenigen Englischen, mit denen sich Judah wirklich gern unterhielt.

Judah schaute aus dem Fenster und konzentrierte seinen Blick auf den Frühling in der Beechdale Road. Er betrachtete die frisch gestrichenen, weißen Rosenlauben und die Blumenbeete entlang der Veranden vor und hinter den Häusern.

Lettie liebt ihre Rosen so sehr, dachte er plötzlich und fragte sich, ob die Schönheit der Blumen wieder ein Lächeln auf ihr hübsches Gesicht locken könnte.

So wie er sich im Moment fühlte, war es ihm ziemlich egal, was Lettie im Juni mit ihren Rosen machte. Sie waren ihr Bereich. Aber um seiner Verärgerung keinen Raum in seiner Seele zu geben, verdrängte er seine Frustration. Das hatte er in den letzten Wochen immer wieder eingeübt ... nein, eigentlich fast sein ganzes Eheleben lang. Was machte da schon ein Tag mehr aus?

Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße. Er wollte die Geschwindigkeit genießen, mit der er heute Morgen an sein Ziel kam, genauso wie er es genoss, mit dem Auto seinen älteren Bruder John zu besuchen, der in der Nähe von Akron wohnte. Zu weniger arbeitsreichen Jahreszeiten fuhr er auch in Richtung Süden nach Bart, um die vielen Stoltzfus-Verwandten seines Vaters zu besuchen. Das war immer eine schnelle und mühelose Möglichkeit, den Sorgen um Lettie zu entfliehen.

Heute durfte Judah jedoch nicht zu lang wegbleiben, da die nächsten Lämmer bald geboren würden, obwohl er dankbar war, dass er einen Grund hatte, ein paar Stunden auf andere Gedanken zu kommen. Er war zu einer privaten Tierauktion unterwegs und hoffte, er könnte sich ein weiteres Zugpferd kaufen. Die Auktion fand im Stall eines mennonitischen Bauern in Brownstown statt, der in der *Botschaft*, der Wochenzeitschrift für amische und mennonitische Leser, inseriert hatte. Judah war Mitte März bei der bekannten Pferdeauktion in Gordonville gewesen und hatte sich nach dem richtigen Zugpferd umgesehen. Aber er war mit leeren Händen nach Hause gekommen. Er wusste, was er wollte, war aber nicht bereit, zu viel Geld dafür auszugeben, da die Futterpreise ständig stiegen.

Hoffentlich sehe ich heute etwas. Da Adams Hochzeit nicht mehr lange auf sich warten ließe, würde es nicht mehr viele Monate dauern, bis sein Sohn die spritzige Sassy, seine Rotfuchsstute, und noch ein zweites Pferd für sich brauchen würde. Und das Lieblingszugpferd der Familie, Willow, eine sanfte Fuchsstute mit großen Augen, die praktisch das geliebte Haustier der Familie war, kam allmählich in die Jahre und würde auf den Feldern bald nicht mehr so viel leisten können wie früher. Und auch nicht auf der Straße. Judah hatte Grace oft im Pferdestall beobachtet, wo sie die Stute bürstete, ihr eine Karotte oder einen Apfel zu fressen gab und lange mit dem Pferd sprach.

Es ist wirklich traurig, dass sie sich mit einem Pferd unterhalten muss,

dachte er und fragte sich, ob Lettie je das Gefühl hatte, sich auch einen solchen Gesprächspartner suchen zu müssen.



Adah hielt sich am Treppengeländer fest und bewegte sich langsam die Stufen zu Jakob hinauf. Sie hatte ein heißes Frühstück zubereitet – pochierte Eier und Wurstpastetchen, Toast und Apfelbutter. Alles war aufgedeckt und wartete nur darauf, dass ihr Mann seinen Platz an der Stirnseite des Tisches einnahm. Er war heute Morgen langsamer als gewöhnlich, und da Jakobs Gehör sich verschlechtert hatte, beschloss sie, nach oben zu gehen und ihn zu suchen.

Die knarrende Treppe erinnerte sie an die sonderbaren Geräusche, die sie in den frühen Morgenstunden gehört hatte. Sie war aufgewacht und hatte jemanden unten auf ihrer Seite des Hauses gehört ... zusammenhanglose Worte und immer wieder Weinen. Sie hatte sich im Bett aufgesetzt und ihre Ohren angestrengt. War das Lettie gewesen?

Neugierig war sie die Treppe hinabgeschlichen, die in der Stille der Nacht viel lauter geknarrt hatte als sonst. Sie hatte in ihrer großen, vom Mondlicht beschienenen Küche gestanden, und an dem neumodischen Herd vorbeigeschaut, den Judah hier aufgestellt hatte. Er sah genauso aus wie der Herd in Letties Küche. Ihre Tochter stand vornüber gebeugt, so als wäre sie krank, vor dem Wohnzimmerfenster. Eine schwarze Silhouette vor dem weißen Mondschein.

Da sie ihr ihre Anwesenheit nicht hatte verraten wollen, war Adah leise stehen geblieben, hatte sich nicht gerührt und kaum geatmet. Das war eine große Prüfung für ihre Willenskraft und auch für ihre Muskeln gewesen. Sie hatte nicht das Risiko eingehen wollen, dass die Treppe wieder knarren würde. Lettie fand also keine Ruhe und war aufgestanden. Hatten nicht alle Frauen mindestens einmal im Monat unruhige Nächte?

Das war bestimmt alles.

„Hoffentlich war das alles ...“

Sie ging ins Schlafzimmer und tippte Jakob, der in seiner abgegriffenen, altdeutschen Bibel las, leicht aufs Knie. „Das Frühstück steht auf dem Tisch“, sagte sie.

Er schaute auf und zwinkerte ihr zu. „Das musst du einem hungrigen

Mann nicht zweimal sagen.“ Er hievte sich von seinem Stuhl hoch und folgte ihr zur Treppe.

Als sie am Tisch saßen und das stumme Tischgebet gesprochen war, schaute sie aus dem Fenster und stellte fest, dass Adam und Joe – der Große und der Kleine – zum Haus eilten. Sie hatten zweifellos einige der schwächeren Lämmer, die von den Mutterschafen abgelehnt wurden, mit der Flasche getränkt. Da Judah das Haus so früh verlassen hatte, fiel die Pflege der jüngsten Neugeborenen seinen Söhnen zu – wenigstens im Moment.

„Unsere Enkelsöhne sind sehr gut in der Lage, sich um alles zu kümmern.“ Jakob grinste sie an. Er hatte sie dabei ertappt, wie sie aus dem Fenster geschaut und auch ein wenig besorgt dreingesehen hatte. „Man erzählt sich, dass Adam bald seinen eigenen Hof haben wird.“

„Ja?“ Das war ihr neu. „Aber die Stahls haben doch nicht so viel Land, dass sie etwas abtreten könnten, oder?“

Jakob schüttelte den Kopf und schürzte die Lippen. „Das habe ich auch nicht gesagt.“

Wollte Priscillas Vater seinem künftigen Schwiegersohn den großen Hof übergeben? Wenn dem so war, wusste Lettie dann etwas davon?

Lettie und Susannah Stahl waren von Kindesbeinen an miteinander befreundet, aber Adah hatte in den letzten Jahren nicht oft gehört, dass Lettie sie überhaupt erwähnt hätte. Sie hatte nicht mehr von ihr gesprochen, seit Naomi so plötzlich gestorben war und Lettie sich so stark zurückgezogen hatte. Adah hatte sich immer wieder bemüht, Lettie zu Quilt- und Einmachtagen mitzunehmen.

„Nach allem, was ich gehört habe, wird der Stahlhof wieder aufgeteilt“, erklärte Jakob und streute Pfeffer auf seine Eier. „Wenn sie so weitermachen, ist bald nicht mehr viel davon übrig. Aber das geht mich nichts an; mich hat niemand nach meiner Meinung gefragt.“

„Ein mennonitischer Bauer in der Nähe verkauft ein kleines Stück Land, hat Marian Riehl mir erzählt. Knapp zwei Hektar.“

„Eine so kleine Fläche ist sinnlos.“ Jakob schüttelte den Kopf.

„Man sollte doch glauben, dass sie es in der Familie weitergeben wollen ... wie Rudy Stahl es mit unserem Adam und seiner Braut vorhat, wenn du richtig gehört hast.“

„Aber *das* sind gut zwölf Hektar. Mehr als genug für einen schönen Gemüsehof.“

„Das wäre wirklich ein herrliches Hochzeitsgeschenk.“

Jakob schmunzelte. „Wer gedacht hat, ein Mann könnte seine Hochzeitspläne geheim halten, bis der Bischof das Brautpaar offiziell bekannt gibt, hat nicht mit den Frauen gerechnet, nicht wahr?“

Sie lachten so herzlich, dass Jakob sein blaues Taschentuch aus seiner Tasche ziehen und seine blaugrauen Augen abwischen musste.

„Ich schätze, Judah weiß etwas“, sagte Adah.

„Wenn *wir* es wissen, sollten er und Lettie doch auch davon gehört haben, oder wenigstens sollten sie eine Ahnung haben, meinst du nicht?“

„Es sieht so aus, als beschäftige Lettie noch etwas anderes als die Mitgift für die Hochzeit.“ Adah stand auf, um mehr Wurst zu holen, die sie in der Pfanne auf dem Herd warm hielt. Jakob mochte sein Fleisch und seine Wurst immer ganz heiß.

„Dann hast du sie gestern Nacht also auch gehört.“ Jakob war noch nie der Typ gewesen, der um den heißen Brei herumredete. Das war einer der Gründe, warum sie ihn von Anfang an gemocht hatte, als er ihr vor über fünfzig Jahren den Hof gemacht hatte.

Adah streichelte über seine schwieligen Hände. „Das ist überhaupt nicht ihre Art ... wenigstens nicht so, wie sie sich in letzter Zeit benimmt.“

Jakob sah sie fragend an. „Puh! Sie ist eine Frau, was soll man dazu sagen?“

„Ach, hör auf, Jakob Esh!“ Sie zupfte an seinem Ärmel.

„Ich hoffe nur, dass sich nicht etwas zwischen ihr und Judah zusammenbraut.“

Adahs Schultern spannten sich an. „Ach, aber ... wer kann das schon sagen?“

„Das geht uns nichts an.“ Jakob blickte zu ihr. „Und das ging uns auch früher nichts an.“

Ada nickte zustimmend. „Die Vergangenheit ist vorbei und liegt, Gott sei Dank, hinter uns.“

Adah wusste nicht, wie sie ihre Tochter trösten sollte, und beschloss, einen Laib frisches Brot zu backen und ihn Lettie hinüberzubringen. *Das arme Ding*. Eine warme Scheibe Brot mit Butter und braunem Zucker und Zimt würde sie sicher schnell wieder aufmuntern.



Während sie noch das Frühstücksgeschirr zur Spüle brachte, hörte Grace, wie die Seitentür aufging. Als sie sich umdrehte, sah sie Becky Riehl in der Tür stehen. Ein breites Lächeln lag auf ihrem rosigen Gesicht, und ihre dunklen Haare waren in der Mitte ordentlich gescheitelt. „Oh, hallo. Wie schön, dich zu sehen!“

Becky schaute sich im Raum um, und ein fröhliches Funkeln sprach aus ihren hellbraunen Augen. „Sind wir allein?“, flüsterte sie.

Grace lachte: „Es sieht ganz danach aus.“ Sie stellte ihren Tellerstapel ab und ging zu ihrer Freundin.

„Du wirst es nicht glauben, Gracie.“

„Ja?“

Becky schaute sich noch einmal in der Küche um, als wollte sie sich vergewissern, dass sie wirklich allein waren. Dann sagte sie: „Yonnie Bontrager hat mich gefragt, ob ich nach dem nächsten Singen mit ihm spazieren gehen will!“

Grace war von dieser Neuigkeit nicht allzu sehr überrascht. „Das ist ja wunderbar, Becky.“

„Denkst du das wirklich?“ Becky atmete laut aus. „Glaubst du, ich sollte mit ihm spazieren gehen? Ich meine ... das macht mich zum wievielten ... zum achten Mädchen, das er einlädt?“

Grace verkniff sich ein Lachen. Laut Yonnies Schwester Mary Liz hatte ihr Bruder eine Art Liste mit den infrage kommenden Mädchen aus ihrem Kirchenbezirk erstellt und wollte jede kennenlernen, bevor er sich entschied, welcher er ernsthaft den Hof machen wollte.

„Ich denke, du solltest seine Einladung annehmen“, redete Gracie ihr gut zu.

„Ehrlich?“

Beckys dunkle Augen wurden größer, als Grace ihr verriet, was sie von Mary Liz erfahren hatte. „Er hat eine *Liste* geschrieben?“, rief sie aus. „Das ist aber ganz und gar nicht so, wie das bei uns hier üblicherweise gehandhabt wird, oder? Glaubst du, diese Idee hat er aus Indiana mitgebracht, wo er aufgewachsen ist?“

Grace zuckte die Achseln. „Ihm wird bald die Auswahl an Mädchen ausgehen“, vermutete sie. „Je länger er sich Zeit lässt, bis er sich ent-

scheidet, umso mehr Mädchen werden ihm von den anderen Männern weggeschnappt werden.“

Becky schaute sie mit einem wehmütigen Blick an. „Das ist wirklich sehr verwirrend. Wenn er nicht so interessant wäre, würde ich seine Einladung einfach ausschlagen.“

Grace erinnerte sich nur zu gut an Yonnies Charme.

„Dann bin ich wahrscheinlich eine der Letzten auf seiner Liste“, sagte Becky kopfschüttelnd. „Wie, glaubst du, stehen meine Chancen ...?“

Für Grace war nicht zu übersehen, dass sich Becky trotz ihres Zögerns eindeutig zu Yonnie hingezogen fühlte. Sie lächelte ihre liebste Freundin an. „Deine Chancen, sein Herz zu gewinnen, stehen genauso gut wie die jedes anderen Mädchens, Becky.“

„Ich weiß nicht ...“

Grace ergriff ihre Hand. „Aber ich weiß es ...“ Sie bedeutete ihr, sich auf die Holzbank zu setzen. „Komm, iss eine Zimtschnecke mit mir“, lud sie ihre Freundin ein. Ingeheim war sie überrascht, dass Yonnie so lange gebraucht hatte, um seine angebliche Liste abzuarbeiten. Was sie betraf, so war sie in Henry Stahl verliebt, der sich bei der Suche nach einer Frau streng an die amischen Regeln und Gepflogenheiten hielt. Ihr Henry hatte einen klugen Kopf und er war ein fleißiger Mann.

Genauso wie Dat!

Kapitel 3

Judah war sehr froh, dass die eigens für diesen Tag eingerichtete Anmeldung der Auktion schon früh geöffnet war. Er hatte nur kurz auf seine Nummer warten müssen, dabei eine Tasse Kaffee genossen und sich ein wenig mit anderen amischen Bauern unterhalten. Er hatte sogar einen interessanten Englischen, der von weiter her kam, kennengelernt. Ein freundlicher Mann, Anfang fünfzig, der sich in der Gegend nach einem Hof umschaute, den er als Wohnsitz kaufen wollte. Er hatte Judah seine Visitenkarte gegeben, aber darauf waren nur der Name des Mannes, Roan Nelson, und seine E-Mail-Adresse abgedruckt. Der Mann hatte sich sofort entschuldigt und gemeint, dass Judah über das Internet höchstwahrscheinlich keinen Kontakt zu ihm aufnehmen könne. „Es sei denn, Sie haben einen Computer“, hatte Roan scherzhaft hinzugefügt.

Sie lachten beide, und Judah und Roan schlenderten eine Weile miteinander über das Gelände und unterhielten sich über die Angebote dieses Vormittags. Judah hatte Roan gern geantwortet, als dieser ihm ungewöhnlich viele Fragen darüber stellte, auf welche Eigenschaften man bei einem Pferd achten müsse.

Im Moment stand Judah mitten in der dichten Menschenmenge und versuchte, die gute Stute, die gerade zur Versteigerung angeboten wurde, zu ergattern. Er wartete, bis der Auktionator ihn anschaute, und zog dann die Augenbrauen hoch – das war seine bevorzugte Art, mitzusteigern. Die Stute, ein junges, schwarzes Morgan Horse namens Maddie, hatte bereits ihren guten Trab auf der Straße unter Beweis gestellt. Dieser Auktionator war ziemlich geschickt, und Judah musste sich sehr konzentrieren. Das war nicht ganz leicht, da seine Gedanken immer wieder in eine andere Richtung wanderten.

Judah schaute den Auktionator mit hochgezogener Braue an und erhöhte damit sein Gebot ...

Das Gespräch mit Lettie heute Morgen ließ ihm keine Ruhe. Er kannte ihre gelegentlichen Stimmungsschwankungen schon seit ihren ersten Ehejahren, obwohl sie sich immer sehr bemüht hatte, sich nichts anmerken zu lassen. Aber in den letzten Wochen war ihre Niedergeschlagenheit immer stärker geworden, und er hatte keine Ahnung, was

er tun sollte, um die Situation zu verbessern. Er hatte Frauen noch nie gut verstanden.

Der Auktionator sah ihn fragend an, ob er ein drittes Gebot abgeben würde, und Judah nickte. Er wäre bald der glückliche Eigentümer dieses Pferdes, wenn der Bauer auf der anderen Seite sein Gebot nicht weiter erhöhte. Aber selbst wenn der andere Bieter höher ginge, war Judah bereit, noch ein wenig mitzusteigern. Es war nicht so, dass er plötzlich leichtsinnig geworden wäre, sondern er hatte einen Blick für den Wert einer guten Stute.

Seine Gedanken kehrten zu Lettie zurück. In der Vergangenheit hatte es Zeiten gegeben, in denen er sich gefragt hatte, ob in ihrem Kopf alles stimmte. Nachdem Naomi so unerwartet gestorben war, war sie zu Ike, Naomis Mann, gegangen und hatte ihn gebeten, die persönlichen Sachen ihrer Schwester durchsehen zu dürfen. Aus einem Grund, den Judah und Ike nicht kannten, hatte sich Lettie besonders für einige Gedichtbände interessiert. Sie hatte nur gesagt, dass sie sie gern haben würde, und hatte eine Sammlung dieser Gedichtbände nach Hause gebracht und sie in das Bücherregal im Schlafzimmer gestellt, das Judah ihr als Verlobungsgeschenk gebaut hatte. Er wusste, dass die Bücher da waren, aber er hatte nie hineingeschaut. Sie hatten ihn nicht interessiert. Außerdem hatte Lettie ein Recht auf ein gewisses Maß an Privatsphäre.

Im Laufe der Zeit war Letties Traurigkeit weniger geworden und sie hatte offenbar den plötzlichen Tod ihrer Schwester akzeptiert. Alles schien wieder gut zu sein.

Aber dann war in diesem Jahr der unruhige März mit dem Scheunenaufbau im Süden gekommen. Judah hatte zu Hause zu viel Arbeit gehabt, um sich an diesem Arbeitseinsatz beteiligen zu können. Er hatte seine detaillierten Aufzeichnungen über den Zustand seiner Herde und seine Pläne für die Zuchtpaare in diesem Jahr durchgearbeitet und Adam in die Verwaltungsarbeit eingewiesen, die mit der Schafzucht verbunden war. Aber wenn er jetzt zurückschaute, erkannte er, dass er Lettie nie hätte erlauben sollen, zu diesem Arbeitseinsatz zu fahren, denn seine Frau war von diesem Tag völlig verändert zurückgekommen.

Er blickte den Auktionator wieder mit hochgezogener Braue an. Dann folgte eine Pause, als der Versteigerer sich in der Menge umschaute und auf ein höheres Gebot wartete.

Endlich schlug er mit dem Holzhammer auf sein Pult. „Verkauft! An Nummer dreiundachtzig!“

Judah nickte erfreut und begab sich zum Tisch mit der Kasse, um sein neues Pferd zu bezahlen und in Empfang zu nehmen. Am Rand der Menge entdeckte er Roan Nelson. Als er ihn sah, winkte der Mann und rief: „Haben Sie Ihr Pferd bekommen?“

Judah nickte und war überrascht, dass der Englische sich so weit für ihn interessierte, dass er ihm diese Frage stellte.

„Gratuliere!“

„Denki“, rief er ihm über die Schulter zu. Während er an der Kasse sein Geld hinblätterte, fiel ihm ein, dass er gerüchteweise gehört hatte, dass nur zwei Meilen von seinem eigenen Hof entfernt ein kleines Stück Land zum Verkauf stand. „Da fällt mir etwas ein, Roan“, sagte er und drehte sich zu dem Englischen um. „Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, steht ein Stück Land drüben in der Gibbons Road, nicht weit entfernt vom amischen Schulhaus, zum Verkauf. Das Grundstück ist ziemlich klein, aber für Ihre Zwecke könnte es reichen.“

Roans Augen leuchteten auf. „Wunderbar ... danke für den Tipp!“

Judah beschrieb ihm den Weg und sagte, falls er dieses Grundstück tatsächlich kaufen sollte, würden sie fast Nachbarn werden. „Aber auf dem Grundstück steht kein Haus“, fügte er hinzu.

„Oh, das kann später kommen.“ Roan notierte sich die Wegbeschreibung auf einem quadratisch geformten Gerät, das wie ein kleiner Taschenrechner mit Buchstaben aussah. „Das klingt ja großartig ... Ich werde mich gleich heute noch erkundigen.“

Sehr freundlich für einen Großstädter, dachte Judah und tippte an seinen Hut.



„Es soll die ganze Woche schön werden.“ Grace lächelte ihre Mutter an, die rechts neben ihr im Einspanner saß und die Zügel in der Hand hielt. Sie hatten für ihre Fahrt ihren sanften Traber, Willow, ausgewählt, und Grace hatte dem Pferd mit Vergnügen einige Zuckerwürfel gegeben, nachdem sie es angespannt hatte.

„Schau nur!“ Mama deutete im Vorbeifahren auf die violetten Bo-

denpflanzen neben dem Briefkasten ihrer Nachbarn. „Sie stehen schon in voller Blüte.“

„Das erinnert mich an meinen englischen Lavendel“, sagte Grace.

„Du und dein Kräutergarten.“ Mama lachte leise und sah sie von der Seite an. „Erinnerst du dich, woher deine Begeisterung für Kräuter stammt?“

Sie kannte diese Geschichte schon auswendig, aber dennoch hörte sie jetzt aufmerksam zu, weil es eine ganze Weile her war, seit ihre Mutter so gesprächig gewesen war.

„Mammi Adah hat dir viel über Kräuter beigebracht. Ich glaube, du warst damals ungefähr neun.“

Grace erinnerte sich gern daran. „Ich erinnere mich, dass ich an einem heißen und schwülen Sommertag neben Mammi draußen auf der Verandaschaukel vor dem Haus saß. Kurz vor Sonnenuntergang spazierten wir Hand in Hand um ihren Kräutergarten, und sie nannte mir den Namen jeder Pflanze ... und beschrieb mir auch, gegen welche Leiden sie helfen.“

„Das stimmt“, nickte Mama mit einem wehmütigen Blick. „Und du warst erst zehn, als ihr beide einen besonderen Tee gegen Halsschmerzen zusammengebraut habt. Erinnerst du dich?“

„Ja, in dem Tee war auch etwas Kamille.“ Grace lächelte bei sich und war versucht, sich näher an Mama zu lehnen.

Die Maple Avenue tauchte vor ihnen auf, und kurze Zeit später bogen sie in Richtung Osten zum Naturkostladen ab. „Denki, dass du mich hierhergebracht hast.“ Grace sprang so schwungvoll aus dem Wagen, dass ihre Schürze flatterte.

„Wann, sagtest du, kommst du nach Hause?“

„Früh genug für ein spätes Abendessen.“ Grace hielt sich an der Einspannertür fest und schaute ihre Mutter fragend an.

„Gut. Dann halte ich dir etwas zu essen warm.“

Obwohl sie dieses angenehme Gespräch mit ihrer Mutter nur ungern beendete, drehte sich Grace zum Laden um. Sie wollte pünktlich sein und zog es vor, ein paar Minuten vor Dienstbeginn zu kommen.

Sie sah sich noch einmal um und stellte fest, dass Mama immer noch regungslos in dem geschlossenen Einspanner saß, als wäre sie in Tagträumen versunken. Als Willow sich schließlich wieder in Bewegung setzte und die schwarzen Speichen der Räder sich drehten, richtete sich

Mama auf ihrem Sitz auf, und die Bänder ihrer Gebetshaube flatterten im Wind.

Warum ist sie manchmal so lieb und dann wieder so weit weg? Grace schüttelte den Kopf. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, die Situation zu verbessern, würde sie das gern tun.



Während er nach Bird-in-Hand zurückfuhr, bekam Martin Puckett einen Anruf auf seinem Handy. Eine sechsköpfige, amische Familie wollte nach Paradise gefahren werden. Martin genoss es, amische Kinder zu fahren, die in Pennsylvania Dutch fröhlich durcheinanderplapperten. Ihre Redensarten entlockten ihm oft ein Lächeln.

„Okay. Dann hole ich die Zooks vor dem Gemischtwarenladen ab“, murmelte er bei sich und war dankbar, dass seine amischen Kunden seine Fahrdienste immer mehr in Anspruch nahmen. *Wie ein Taxi, nur ohne den Minutenzähler*, dachte er und erinnerte sich an das, worüber er und Judah Byler an diesem Morgen gesprochen hatten. Die angespannte wirtschaftliche Situation war in den Haushalten im ganzen Land zu einem heiß diskutierten Thema geworden. In letzter Zeit beschränkte seine Frau das Autofahren auf nur zweimal in der Woche. Das war überraschend, da sie dafür bekannt war, gern mit ihren verheirateten Töchtern spazieren zu fahren. Sie fuhren häufig zu Root's Bauernmarkt und fast jeden Dienstagvormittag zum großen Markt auf dem Penn Square in Lancaster. Vor dem Anstieg der Benzinpreise hatten sie die Gewohnheit gehabt, zum Green Dragon hinaufzufahren, um dort freitags amische Backwaren oder selbst gemachte Süßigkeiten zu kaufen.

Als er auf den Parkplatz vor dem Gemischtwarenladen fuhr, entdeckte Martin eine freie Parklücke und stellte sein Auto ab. Neben ihm stieg eine amische Frau mittleren Alters und mit ernstem Gesicht aus ihrem Einspanner und band das Pferd an einem Pfosten an. Sie kam ihm bekannt vor, aber da er sie nicht neugierig anstarren wollte, schaute er in die andere Richtung und stellte die Zündung ab.

Martin lehnte sich an die Kopfstütze zurück und faltete die Hände. Seine Frühpensionierung lief gut, auch wenn der Rat seines Arztes ihn zu diesem Schritt bewogen hatte. „*Wenn Sie an einem Herzinfarkt ster-*

ben wollen, dann brauchen Sie nur so weiterzumachen wie bisher.“ Seine Frau, Janet, war sofort damit einverstanden gewesen, dass er seinen früheren, hektischen Beruf als Elektriker aufgegeben hatte und den Amisch und den „Einspänner-Mennoniten“, die keine Autos besaßen, seine Fahrdienste anbot. Diese beiden konservativen Gruppen lebten abge sondert von der modernen Welt. Wer sonst konnte so leben und sich so kleiden wie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, obwohl er von den modernen Errungenschaften des einundzwanzigsten Jahrhunderts umgeben war?

Plötzlich kam eine andere amische Frau aus dem Laden geeilt und begrüßte die Frau, die gerade ihr Pferd anband, mit einem freundlichen Winken. „Lettie ... bist du das? Es ist so lange her, seit du zu Quilttagen und anderen Arbeitseinsätzen gekommen bist.“ Die Frau klang, als wäre sie eine enge Freundin oder Verwandte.

Lettie? Natürlich, jetzt erkannte er sie. Er hatte Lettie Byler und ihre hübschen, blonden Töchter – Gracie nannten sie die ältere, und die jüngere hieß Mandy – im letzten Jahr mindestens zehnmal gefahren. Hin und wieder hatte Martin sogar die ganze Familie zu einem Besuch bei Verwandten südöstlich von Straßburg, in die Nähe von Bart, gefahren.

Während sich die zwei Frauen auf der Veranda vor dem Laden unterhielten, fiel ihm auf, dass er Lettie Byler und ihre Mädchen seit Wochen nicht mehr gefahren hatte.

Aber er hatte Lettie zu Fuß auf der Straße gesehen. In letzter Zeit hatte er sie zweimal beobachtet, wie sie auf der Church Road an seinem Haus vorbei in südliche Richtung marschiert war. Er wäre um diese Uhrzeit kaum auf den Beinen gewesen, wenn er nicht an Schlaflosigkeit gelitten und sich selbst ein wenig die Beine vertreten hätte. Er war in seinem Haus auf und ab gegangen und hatte darauf gewartet, dass seine Schlaftablette wirkte.

Während er jetzt beobachtete, wie Lettie mit teilnahmsloser Miene schweigend der anderen Frau zuhörte, fiel ihm unweigerlich auf, wie bleich sie war. Ihr leerer Blick erinnerte ihn an den Blick seiner Schwester. Sie hatte sich ein Jahr lang mit großer Niedergeschlagenheit durchs Leben gequält, bis ein Arzt ihr Medikamente gegen Depressionen verschrieben hatte.

In diesem Moment tauchten die Zooks aus dem Laden auf. Sadie

Zook führte ihre Kinder zu seinem Wagen und trug einen großen Beutel. „Hallo!“, begrüßte er sie, öffnete ihnen die Beifahrertür und wartete, bis sie eingestiegen waren. „Ihr wollt heute nach Paradise?“

„Nein, nein ... ich habe es mir anders überlegt.“ Sadie fächerte sich mit einem Taschentuch Luft zu, nachdem sie es sich auf dem Beifahrersitz mit ihren zwei jüngsten Kindern bequem gemacht hatte. Sie hielt den Beutel mit ihren Einkäufen auf dem Schoß. „Es hat keinen Sinn, dass wir uns kaputt machen. Wir sind jetzt schon ganz fix und fertig.“

„Un hungerich“, verkündete der kleinste Junge auf Pennsylvania Dutch und rieb sich den Bauch.

„Dann fahren wir jetzt nach Hause und kochen uns etwas Gutes zu essen“, erklärte Sadie. Als sie aufblickte, schnappte sie erstaunt nach Luft, als sie sah, wie Lettie Byler zu ihrem Wagen zurückeilte und einstieg. Sie starrte die Frau mit den traurigen Augen unverhohlen an, während Martin die Tür für sie zuzog.

Martin war überrascht und wurde sogar verlegen, weil Sadie Zook so neugierig aus dem Fenster gaffte, während er um das Auto herumging und sich hinter sein Lenkrad setzte. Im Rückspiegel konnte er sehen, wie sie den Hals verdrehte und Lettie nicht aus den Augen ließ, während er rückwärts aus der Parklücke steuerte und sich in den Verkehr einfädelt.

Hat auch sie Lettie Byler nachts allein spazieren gehen sehen?, fragte er sich.

Kapitel 4

Heather Nelson saß auf dem einsamen Stuhl vor dem Schreibtisch des Onkologen. Der Raum drehte sich um sie, und sie musste sich auf jeden Atemzug konzentrieren. Wie oft war sie in den letzten sechs Wochen in der Praxis dieses Arztes gewesen? Sie war heimlich gekommen, da sie ihren Vater nicht beunruhigen und ihn mit dieser unmöglichen Situation belasten wollte.

Dr. O'Connor sprach wieder, aber sie hatte Mühe, seinen Worten zu folgen, besonders nachdem sie seine einleitende Bemerkung gehört hatte. „Leider habe ich schlechte Nachrichten für Sie ...“

Beunruhigende Formulierungen mischten sich unter seinen Arztjargon: „Lymphknoten ... Stadium IIIA ... Bestrahlung ...“

Ihre Laborwerte waren niederschmetternd. Eine Diagnose, die sich durch die ärztliche Untersuchung schon abgezeichnet hatte, nachdem sie zwei schmerzfreie Knoten in ihrer rechten Achselhöhle entdeckt hatte.

Wie betäubt saß sie da, stellte beide Füße auf den Boden, nachdem sie vorher die Beine übereinandergeschlagen hatte, und beugte sich vor. Sie sah dem Arzt in die Augen, als er seinen Vertrag beendet hatte. „Ich will nicht respektlos klingen, aber wie können Sie so sicher sein, Dr. O'Connor? Sie sagen, die geschwollenen Stellen in der Lymphknoten-gegend haben sich ausgebreitet, aber ich habe keine Symptome.“ Sie zwang sich, ruhiger zu sprechen. „Ich fühle mich bestens.“

Ergibt das, was ich sage, irgendeinen Sinn?

Dr. O'Connor wirkte verärgert, als hätte er diesen Einwand schon früher gehört und wäre überhaupt nicht davon begeistert, infrage gestellt zu werden. Aber verstand er denn nicht, dass ihr gerade der Boden unter den Füßen weggezogen wurde?

Er faltete seine sauber manikürten Hände und beugte sich auf seinem Schreibtisch vor. Seine Miene war jetzt ernster als vorher. „Diese Krankheit verläuft in vier Stadien. In den ersten drei Stadien stellen viele Patienten wenige oder überhaupt keine Symptome fest.“ Er schüttelte kräftig den Kopf. „Es tut mir leid, aber nach den ganzen durchgeführten Untersuchungen sind die Befunde ziemlich eindeutig.“

Es tut Ihnen leid?

Er sprach weiter und sagte etwas von einer „nodulären Sklerose im vorgerückten Stadium“. Er klang so steril ... so distanziert.

Wahrscheinlich führte er mit Hunderten von Patienten ähnliche Gespräche.

Heather wollte mehr Informationen, aber solche, die nicht so berechenbar und kalt waren. Vielleicht würde es ihr helfen, irgendetwas zu begreifen, wenn sie sich auf die medizinische Fachsprache konzentrierte. Vorausgesetzt, dass ihr das möglich war. Was genau war beim PET-Scan festgestellt worden? Genügte dieser Befund, um eindeutig sagen zu können, dass eine erhöhte glykolytische Aktivität vorlag ... und dass die Blutuntersuchungen erhöhte eosinophile Werte aufwiesen?

Sie wollte diese Befunde mit eigenen Augen sehen, auch wenn ihr Verstand im Moment wie betäubt war.

Hatte sich ihre Mutter auch so gefühlt?

„Könnten Sie ... mir das bitte noch einmal erklären?“ Sie blinzelte ihre Tränen zurück.

Der Arzt nickte und bedachte sie mit einem verständnisvollen Lächeln. „Ich erkläre Ihnen noch einmal die ersten Biopsiebefunde und dann den PET-Scan.“ Er schaltete ein Licht hinter sich an und dimmte die Deckenbeleuchtung.

Sie stand auf, um sich die Bilder anzuschauen, und hörte ihm zu, während sie sich von ihren Plänen für die Zukunft verabschiedete. Pläne von einer beruflichen Karriere, ihrer perfekten Hochzeit, einer Zukunft mit dem Mann, den sie *wirklich* liebte ...

Wie kann das passieren?

Sie war zu jung und zu gesund. Sie war erst vierundzwanzig. Die niederschmetternde Diagnose war viel zu pessimistisch. Heather war immer fröhlich und positiv durchs Leben gegangen, auch wenn ihre geliebte Mutter viel zu früh gestorben war. Sie ging den größten Teil ihres Lebens optimistisch an, auch wenn sie für die Abschlussfeier der Highschool und Veranstaltungen am College keinen festen Freund gehabt hatte. Sie hatte zwar einige lockere Freundschaften zu einer Handvoll Mädchen, aber eine echte Beziehung zu jemandem, besonders zu Jungen, war ihr immer schwergefallen. Das hatte sich geändert, als Devon Powers sie bei einem Literaturkurs in ihrem letzten Semester angelächelt hatte. Sie hatte sich schnell entschieden, dass er der Mann

war, dem ihr Herz gehören sollte. Noch nie zuvor hatte sie eine so tiefe Beziehung zu einem anderen Menschen erlebt, außer zu ihrer Mutter.

Sie hatte sich der anstrengenden Herausforderung von zwei Studiengängen gestellt: Soziologie und Englisch am *College of William and Mary* in der Nähe der historischen Stadt Williamsburg. Diese Schule war auch die Alma Mater ihrer Eltern gewesen. Sie hatten sich dort in ihrem ersten Semester kennengelernt und ineinander verliebt. Das College war nicht weit von Heathers Elternhaus entfernt, aber sie war flügge geworden und hatte in ihrem ersten Jahr im Studentenwohnheim gewohnt. Für ihre nächsten drei Studienjahre war sie dann in ein Haus der Studentenverbindung umgezogen. Da sie aber nicht so sehr davon begeistert gewesen war, mit Elite-Sprösslingen das Zimmer zu teilen, hatte sie sich schon bald nach einer eigenen Wohnung gesehnt. Ihre Mutter hatte immer gesagt, Heather fühle sich in ihrer eigenen Gesellschaft am wohlsten.

Eifrig darauf bedacht, nach ihrem vierjährigen Studium ihren Weg im Leben zu finden, hatte sich Heather nach einer einjährigen Pause für eine Fortsetzung des Studiums entschieden und arbeitete an einem Abschluss als Master in Amerikanistik. Es war ihr gelungen, während der ganzen Zeit halbtags zu arbeiten und die Internetseiten einer großen Telekommunikationsgesellschaft zu betreuen. Sie wollte ihrem Vater nicht auf der Tasche liegen, obwohl er von der Lebensversicherung ihrer Mutter eine beträchtliche Summe ausgezahlt bekommen hatte.

Sie zwang sich, in die Gegenwart zurückzukehren. War das ein grausames Spiel des Schicksals? *Zuerst Mama, jetzt ich?*

Mein armer Vater, dachte sie, während Dr. O'Connor pausenlos weiterredete. Sie atmete langsam ein und faltete die Hände, als könnte ihr das helfen, aus diesem schmerzlichen Labyrinth auszubrechen: Er sagte, dass die PET-Scans nicht logen, und erklärte alle Details, als versuchte er, sie davon zu überzeugen, dass es wirklich so ernst um sie stand, wie er anfangs gesagt hatte.

Dieser Arzt sollte definitiv an seinen Umgangsformen mit Patienten arbeiten.

Gevatter Tod ...

Mitten in dem Nebel, der sie einhüllte, meldete sich ein fast unscheinbarer Gedanke: *Vielleicht irrt er sich*. Sollte sie nicht eine zweite

Meinung einholen? Oder sogar eine dritte? Sie konnte doch nicht zulassen, dass diese Nachricht alle ihre Träume zerstörte.

Dr. O'Connor war bestimmt ein Fehler unterlaufen. Aber es wäre sinnlos, mit ihm darüber diskutieren zu wollen. Er war von seiner Diagnose felsenfest überzeugt.

Als er das Deckenlicht wieder voll aufdrehte, konnte sie die Besorgnis in seinem Gesicht sehen. „Ich wünschte wirklich, ich hätte bessere Nachrichten für Sie, Heather“, sagte er, und sein Mund bildete eine schmale Linie.

Wie alt war dieser Mann? Nicht viel älter als sie.

„Aber ... ich habe große Pläne.“ Ein Adrenalinstoß gab ihr den Mut, keck zu antworten. Sie wollte bald ihren Verlobten heiraten. „Dazu wird es nicht kommen, okay?“

Der Arzt nickte, als eine deutliche Erleichterung über sein Gesicht zog. „Ich stimme Ihnen von ganzem Herzen zu. Sie sind eine Kämpferin, Heather. Und diese Krankheit hat eine hohe Heilungsrate.“ Er brach ab, blätterte in einigen Papieren auf seinem Schreibtisch und warf einen Blick auf seinen Laptopbildschirm. „Ich suche einen Termin für Ihre erste Behandlungsrunde.“

Behandlung? Bei diesem Wort wollte ihr Herz stehen bleiben. Sie kannte dieses Wort sehr gut und wusste genau, was damit verbunden war: eine Kombination aus Chemotherapie und Bestrahlung. Ihre Mutter hatte die Nebenwirkungen der Behandlungen mit Würde getragen, und laut ihren Ärzten hatte das ihr Leben um ein paar Monate verlängert. Aber nach dem, was Heather mit eigenen Augen gesehen hatte, waren die Behandlungsergebnisse bestenfalls zweifelhaft gewesen, da sich die Lebensqualität ihrer Mutter drastisch verschlechtert hatte. „Äh, nein ... ich habe nicht vor, mich zu vergiften.“

Sein erstaunter Blick war abstoßend. „Dann sollte ich Ihnen etwas zur Überlebensrate sagen ...“

„Meiner Mutter waren vier Jahre versprochen worden.“

„Der Krebs Ihrer Mutter war ganz anders als Ihrer. Und sie war doppelt so alt wie Sie.“ Er atmete tief ein und sah ihr in die Augen. „Was halten Sie davon, wenn wir einen neuen Termin vereinbaren, an dem wir weitersprechen ... wenn Sie darüber geschlafen haben?“

Ich soll schlafen können?

„Ich glaube, Sie haben mich nicht verstanden, Dr. O'Connor. Ich

habe mit angesehen, wie meine Mutter starb. Ich weiß nicht genau, was sie umbrachte, der Krebs oder die Behandlungen.“

Bei dieser Bemerkung wand er sich sichtlich. „Heather, ich möchte Ihnen dringend nahelegen, in Ruhe darüber nachzudenken. Ohne Behandlung *wird* diese Krankheit fortschreiten ... und Sie werden sehr krank werden. Am Ende wird dieser Krebs Sie das Leben kosten.“ Er brach ab und seine Augen wurden zu schmalen Schlitzen. „Wenn Sie sich natürlich Sorgen machen, Sie könnten nach dieser Behandlung keine Kinder mehr bekommen, bieten die meisten Krebszentren Verfahren zur Eizellenkonservierung an.“

Sie nahm ihre Handtasche und hängte sie sich über die Schulter. Als sie aufstand, schien der Boden unter ihren Füßen zu verschwinden. Sie beugte sich vor, um sich am Stuhl festzuhalten.

„Ist alles in Ordnung?“

„Mir geht es gut.“ Sie zwang sich zu einem Lächeln.

Mir geht es bestens.

„Sie sind stark, Heather ... und Sie haben abgesehen von der Krebserkrankung einen gesunden Körper“, betonte der Arzt. „Jeder Patient reagiert anders. Es kann also niemand sagen, dass Sie auf die Bestrahlung genauso reagieren wie Ihre Mutter.“

Es kann aber auch niemand sagen, dass ich dadurch geheilt werde.

„Danke erstmal.“ *Ich möchte nicht schon lange vor meinem Tod sterben.*

Sie machte sich nicht die Mühe, die Tür hinter sich zuzuziehen. Sollte er doch von seinem großen und mächtigen Schreibtisch aufstehen und sie selbst zumachen.

Wie es wohl war, Gott zu spielen? Dieser Gedanke beschäftigte sie, während sie zur Empfangstheke eilte und ihre Zuzahlung leistete.

Eigentlich müssten sie mir etwas zahlen! Als sie den Blick zur Uhr hob, konnte Heather plötzlich den Kloß in ihrer Kehle nicht mehr hinunterschlucken. Niedergeschlagen stieß sie die Tür auf und Tränen liefen über ihr Gesicht.



„Aber natürlich haben wir verschiedene Kräuter, die bei Verdauungsstörungen helfen“, erklärte Grace der Kundin. Sie führte die Frau zum Regal mit den Tees und Toniken. „Ich würde Ihnen das hier Empfeh-

len.“ Sie griff nach einer beliebten Kräuterkombination. „Das ist eine Kräutermischung ... sie hilft vielen Leuten.“

„Ist das etwas, was man trinkt?“ Die Frau drehte die Packung um.

„Oh ja, und es schmeckt sehr gut, habe ich gehört. Sie können es unter jeden Saft mischen.“

Die dunkeläugige Frau ließ sich einen Moment Zeit, um die Zutaten zu lesen und das erste Angebot mit mehreren anderen Möglichkeiten wie etwa bitteren Orangenteelblättern zu vergleichen. „Haben Sie das selbst schon einmal probiert?“, fragte sie. Dann nahm sie errötend ihre Frage zurück. „Oh, äh, *Sie* haben bestimmt keine Verdauungsstörungen.“

Grace wusste kaum, was sie sagen sollte. In letzter Zeit hatte sie sich mehrmals unwohl gefühlt, aber das hatte nichts mit Verdauungsproblemen zu tun gehabt. „Vielleicht versuchen Sie einfach einen dieser Tees und sehen, ob er bei Ihnen hilft.“

Der Gesichtsausdruck der Kundin wurde unsicher. „Ich kann mich so schwer entscheiden.“

„Sie können gern einen Tee probieren, und wenn er nicht hilft, bringen Sie ihn zurück“, bot Grace an.

„Das ist sehr großzügig.“ Die Frau folgte ihr zur Kasse.

„Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, dann scheuen Sie sich nicht, sie auszusprechen. Wenn ich sie Ihnen nicht beantworten kann, erkundige ich mich für Sie.“ Grace zählte der Frau das Wechselgeld in die Hand. „Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie wieder bei uns vorbeischauen.“

Die Frau lächelte. „Das ist sehr nett von Ihnen.“ Sie schaute Grace an und ihr Blick wanderte zu ihrer dünnen, weißen Kopfbedeckung, die sie von morgens bis abends trug. „Ich habe mich oft gefragt, wie es wohl wäre, so wie Sie zu leben“, flüsterte sie.

Grace lachte leise. „Wir sind nicht so sonderbar, wie Sie vielleicht denken.“

„Aber Sie haben keine Autos und benutzen keinen elektrischen Strom, nicht wahr?“

„Nein, wir haben keine Autos und keinen Strom.“

„Und auch kein Telefon und kein Radio?“ Mit etwas verlegener Miene fügte die Frau hinzu: „Ich möchte nicht neugierig sein. Aber Ihre Lebensweise ist wirklich faszinierend. Wissen Sie ...“ Sie trat einen

Schritt näher. „Ich habe mich immer zu einem einfacheren Leben hingezogen gefühlt.“

Grace erlebte diese Art von offener Bewunderung bei englischen Kunden hier im Laden oder am Gemüsestand vor dem Haus ihrer Familie nur selten. Die meisten Englischen waren stolz auf ihr kompliziertes Leben mit Fernsehen, Computern, Autos, Strom und allem anderen. Da sie unsicher war, was sie darauf antworten sollte, nickte sie nur.

„Oh, meine Güte, ich hoffe, ich habe Sie nicht beleidigt, Miss. Ich würde nur gern mehr über die Amisch wissen.“

Grace dachte daran, der Frau ein Buch vorzuschlagen. Sie war aber auf keinen Fall bereit, der Frau eine Führung durch das Haus ihres Vaters anzubieten. „Wir leben genauso wie unsere Vorfahren, die Täufer.“ Plötzlich fiel ihr das Handy ein, das eine ihrer Tanten für ihren Quiltladen in Honey Brook benutzen durfte. „Mit einigen leichten Abweichungen.“

„Wirklich? Wie sehen diese Abweichungen denn aus?“

Die Faszination dieser Frau belustigte Grace. Für einen flüchtigen Moment fragte sie sich, ob diese Kundin mit ihren ganzen Fragen vielleicht irgendwie mit der neugierigen Priscilla Stahl verwandt war. „Zwischen den amischen Kirchen gibt es jede Menge Unterschiede. Was im jeweiligen Kirchenbezirk erlaubt ist, liegt ganz bei den stimmberechtigten Mitgliedern.“

„Die Mitglieder dürfen ihre Stimme abgeben?“

„Ja, wir stimmen zweimal im Jahr über unsere Ordnung ab.“

Die großen, braunen Augen der Frau verrieten ihre Verwirrung.

„Die Kirchenordnung“, erklärte Grace. „Unsere Regeln.“

Eine andere Verkäuferin trat zu ihnen, um Grace etwas zu fragen, und sie war insgeheim erleichtert. „Bitte entschuldigen Sie mich.“ Sie lächelte und eilte auf die andere Seite des Ladens.

Wie kann man nur so neugierig sein!

Sie hatte schon viele Geschichten über aufdringliche Englische gehört. Aber diese Frau war die Erste, der Grace begegnete, die sich wirklich für ihre Lebensweise zu interessieren schien. Natürlich bedeutete das nicht, dass sie bereit wäre, selbst so zu leben. Meistens genügte Außenstehenden schon die Vorstellung, um vier Uhr morgens ohne Frühstück die Milchkühe zu melken, um sie zu entmutigen.

Und Pennsylvania Dutch lernen zu müssen, war auch nicht gerade attraktiv.

Grace fand den Artikel, den ihre Kollegin gesucht hatte, und fragte sich, was das Interesse dieser Kundin an einem einfachen Leben ausgelöst haben könnte. Sie erinnerte sich an etwas, was Mammi Adah oft mit einem wissenden Lächeln in ihrem faltigen Gesicht sagte: „Wenn du bekommst, was du willst ... willst du dann auch, was du bekommst?“ Grace vermutete, dass es einfach menschlich war, sich nach einer anderen Lebenssituation zu sehnen, und dass diese Neigung nicht nur bei modernen Leuten zu beobachten war.



Adah stand draußen im Flur, klopfte und rief nach Lettie. Das frisch gebackene Brot in ihrer Hand war noch warm. Sie bemühte sich, Judahs und Letties Privatsphäre zu respektieren, wusste aber, dass ihr das nicht immer gelungen war, seit sie in das geräumige Haus gezogen waren.

Lettie rief ihr zu, dass sie doch hereinkommen solle. „Du kannst einfach herüberkommen, ohne zu klopfen, Mama. Das weißt du doch.“ Lettie sah zu ihr hinauf. Sie war gerade dabei, auf allen vieren den Boden zu schrubben.

„Ich habe dir ein Brot gebacken.“ Adah legte den Laib auf den Tisch und setzte sich mit einem hörbaren Schnaufen, während sie zuschaute, wie Lettie von Hand den Boden bearbeitete. „Deine Mandy sollte dir bei dieser Arbeit helfen.“

Lettie arbeitete unbeirrt weiter, ohne den Kopf zu heben. „Manchmal ist es besser, die Arbeit selbst zu erledigen.“

„Das hilft einem, auf andere Gedanken zu kommen.“

Lettie nickte langsam. „Manchmal, ja ...“

Adah wusste nicht, wie sie das Thema ansprechen sollte, das ihr keine Ruhe ließ. Sie stand auf und ging zur Seitentür, öffnete sie und sah hinaus. Bei *dieser* Tochter war sie nie weit gekommen, wenn sie um den heißen Brei herumredete. Nein, Lettie musste immer alles selbst in die Hand nehmen ... und es auf ihre Art machen. „Kann es sein, dass du in der Nacht durchs Haus gewandert bist und Selbstgespräche geführt hast?“, fragte sie, ohne den Blick von der Wiese im Süden abzuwenden.

„Warum fragst du?“

„Dein Vater und ich haben uns unterhalten und ...“

„Du weißt, dass das zu nichts führt.“

Adah drehte sich um und sah, dass Lettie auf dem Fußboden saß. Ihre nackten Füße schauten unter dem grünen Arbeitskleid hervor, das sich um sie herum ausbreitete. „Ich habe es nicht böse gemeint, Lettie.“

„Dann sprich nicht weiter.“ Lettie wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Ich habe im Moment genug, woran ich denken muss.“

Sie meint, auch ohne dass ich meine Nase in ihre Angelegenheiten stecke. „Wie du meinst.“ Adah warf einen Blick auf den Brotlaib, den sie auf den Tisch gelegt hatte. „Ich dachte nur, du möchtest heute Morgen vielleicht ein frisches Brot. Soll ich dir eine Scheibe abschneiden?“

Lettie schüttelte den Kopf. „Denki, aber ich mache erst später eine Pause, wenn ich hier fertig bin.“

Adah zwang sich zu einem Lächeln, sagte, dass sie wieder an ihre Arbeit müsse, und verschwand dann in ihre eigene Küche. Trotz ihrer Hoffnungen war die Spannung zwischen Lettie und ihr immer wieder spürbar, obwohl so viele Jahre vergangen waren. Sie fragte sich, ob ihre Tochter sich ihr gegenüber je wieder öffnen würde.